

A. S. KING

DRECK

VERGRABENE GEHEIMNISSE

Aus dem Amerikanischen von
Petra Huber und Karin Will



Die amerikanische Originalausgabe *Dig*
erschien 2019 im Verlag Dutton Books For Young Readers.
Copyright © 2019 by A. S. King

1. Auflage Dezember 2021
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Joern Rauser
Bildmotive unter Verwendung von
Adobe Stock/Frank und Adobe Stock/Hein Nouwens
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-961-9
eBook 978-3-86552-962-6

Für Pam, die sagte: »Das sind deine Leute.«

Ein Mann, der sich mit seiner Herkunft brüstet,
ist wie die Kartoffelpflanze, deren bester Teil
sich unter der Erde befindet.

Spanisches Sprichwort

Ohne die Kartoffel hätte sich der Macht-
schwerpunkt in Europa womöglich nicht nach
Norden verschoben.

Michael Pollan

Ich flehe meine Lieben an,
aufzuwachen und mehr zu lieben.

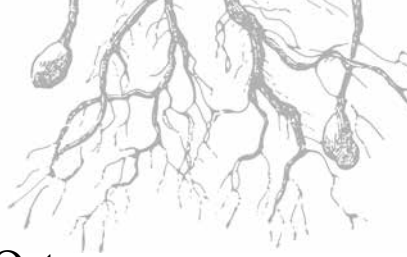
Kate Tempest



TEIL EINS: EINFÜHRUNGEN

HANDELNDE PERSONEN IN DER REIHENFOLGE
IHRES AUFTRETENS:

Marla & Gottfried
Zwei tote Rotkehlchen
Jake & Bill: die Marks-Brüder
Die Schlange



Marlas & Gottfrieds Osteressen

1. April 2018

Marla Hemmings versteckt neonfarbene Plastikostereier im Blumenbeet vor dem Haus. Ein paar Schritte hinter ihr hackt Gottfried auf ein Büschel Perlgras ein. Dann hält er inne, um zwei Frühlingsrotkehlchen zu beobachten, die auf einem Ast zwitschern.

»Meinst du, dass ich die Eier zu gut verstecke?«, fragt Marla.

Gottfried widmet sich wieder seinem Perlgras. »Sie werden sie schon finden.«

»Das habe ich nicht gefragt.«

»Sie finden sie doch immer.«

Gottfried schaut wieder zu den Rotkehlchen hinüber. Er denkt an einen Tag zurück, an dem er den Führerschein gerade frisch in der Tasche hatte. *Höchstens 17 Jahre alt*. Hat er das jetzt laut gesagt? Marla beäugt ihn, als hätte er es getan. Er kehrt zu seinem Gedanken zurück. 17 Jahre alt. Am Steuer des 1960er Dodge Matador mit den Heckflossen, in den sich damals seine ganze Familie gequetscht hatte, um zum Strand oder zu seinen Leichtathletikwettkämpfen zu fahren. Ein warmer Tag, genau wie heute. Kurz vor Ostern. Zwei Rotkehlchen tanzten mitten auf der

Straße. Zumindest dachte er, sie tanzten. Dann dachte er, sie stritten sich. Schließlich begriff er, was sie wirklich taten. 17 ist alt genug, um zu verstehen, was Rotkehlchen im Frühling tun.

»Ich gehe jetzt nach drüben«, sagt Marla. Sie streicht ihre Gartenschürze glatt, greift nach dem Korb mit den glänzenden Plastikeiern und mustert Gottfried, der die Rotkehlchen beobachtet. »Du musst den Schinken bald in den Ofen schieben.«

»Schinken«, sagt Gottfried. »Alles klar ...«

Marla schüttelt den Kopf. Manchmal fragt sie sich, ob bei ihrem Mann noch alles ganz richtig im Kopf ist. Dabei hat er doch nie mehr tun müssen als zur Arbeit zu gehen und den Rasen zu mähen. Sie selbst hat fünf Kinder großgezogen und die ganze Arbeit geschultert, die das mit sich brachte, und *sie* hat geistig noch nicht nachgelassen.

Der Wagen fuhr zu schnell, um stehen bleiben zu können. Die Rotkehlchen stoben hoch, landeten dann noch einmal, danach flatterten sie wieder auf. Als Gottfried nahe genug bei ihnen war, um zu wissen, dass er sie erwischen würde, konnte er nicht noch weiter abbremesen. 50 Stundenkilometer ist zu schnell für ein Rotkehlchen. Bevor er das Auto nach Hause zurückbrachte, fuhr er quer durch die ganze Stadt zu einer Autowaschanlage. Während der Vorwäsche weinte er.

Gottfried hatte nie an die Wiederauferstehung geglaubt. Marlas Beharren auf der perfekten Oster-eiersuche – damals, als ihre Kinder klein waren – war ihm auf die Nerven gegangen. Dass sie davon jetzt,

da sie Enkel hatten, geradezu besessen war, brachte ihn zur Weißglut, insbesondere weil die meisten ihrer Enkel schon Teenager waren, also bereits zu alt dafür. Und wenn Marla solche Fragen stellt – ob er finde, dass sie die Eier *zu gut* verstecke –, überlegt er tatsächlich, ob Marla noch ganz richtig im Kopf ist.

Sie sagt: »Und vergiss nicht, die Kartoffeln zu schälen!«

Er wirft die Perlgrasbüschel in den Wald, der das Haus umgibt.

Er geht hinein und wäscht sich die Hände.

Er schiebt den Schinken in den Backofen.

Er schüttet einen Zweikilosack Kartoffeln in das Spülbecken und kramt den Schäler aus der Schublade. Während er die Schale Zentimeter für Zentimeter abzieht, denkt er wieder an die Rotkehlchen und weint.



Jake & Bill können die Schlange jetzt rausbringen

1. April 2018

Jake Marks und sein älterer Bruder Bill gehen über den High-School-Parkplatz. Bill hat seine Schlange dabei – um den Hals gewickelt und unter dem Mantel versteckt. Jake macht ein Gesicht wie ein Schulschwänzer, obwohl es Sonntag und ein Feiertag ist. Seinetwegen könnte es genauso gut ein Schultag sein. Jake schießt darauf. Jake schießt auf alles. Jemand hat mal vorgeschlagen, den Schularrestraum in Jake-Marks-schießt-auf-alles-Zimmer umzubenennen.

Jake folgt Bill auf Schritt und Tritt. Sechs Jahre Altersunterschied, und die beiden benehmen sich wie Zwillinge, was, genauer betrachtet, traurig ist. Entweder ist Bill extrem unreif oder Jake wird zu schnell erwachsen. Mit zehn die erste Zigarette geraucht. Mit zwölf das erste Auto geschrottet.



TEIL 1.1:
EINFÜHRUNG
DES SCHAUFLERS
UND VON FREAK

HANDELNDE PERSONEN IN DER
REIHENFOLGE IHRES AUFTRETENS:

Der Schaufler

Mr. -son

Die Mutter des Schauflers

Mike von nebenan

Mrs. Zweitklässlerlehrerin

Penny und Doug oder Dirk oder Don

Freak, flimmernd

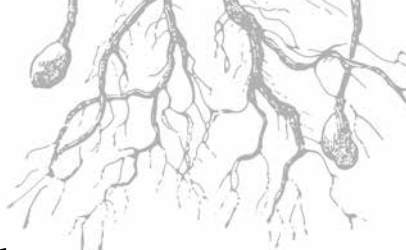
Die bescheuerten High-School-Bitches Kelly und Mika

Freaks Mom und Dad

Die Schaufel des Schauflers

Bill mit dem Halstattoo

Der sprechende Dreck



Der Schaufler: der Schneesturm und Mr. –son

84 Tage vor Marlas & Gottfrieds Osteressen

5:33 Uhr

Mein Handy klingelt, doch es ergibt keinen Sinn, dass mein Handy klingelt, weil ich im Meer bin. Es ist dunkel – ein Sturm zieht auf, der Himmel wirkt bedrohlich, und ich versuche das Ufer zu erreichen, bevor der Sturm da ist. Ich habe keine Angst, obwohl die Wellen gut fünf Meter hoch sind und immer noch höher werden. Aber ich bin eins mit dem Meer. Jedes Mal wenn hinter mir eine Welle heranrollt, drehe ich den Kopf nach ihr, dann tauche ich gelassen unter, bis sie vorüber ist. Dann gehe ich auf das Ufer zu, bis die nächste Welle kommt, und tauche wieder unter.

Da sind Menschen am Ufer, aber ich weiß nicht, wer sie sein mögen. Sie scheinen sich Sorgen um mich zu machen, aber mir geht's gut.

Ich ging ans Handy. Ein Mann war dran, und es war nicht mein Vater.

Es ist nie mein Vater.

»Hallo?«, fragte er.

»Mjaaa.«

»Ist ... da?« Ich erinnere mich nicht, welchen Namen er nannte – selbst als der Mann ihn aussprach, hatte ich ihn nicht gehört. Es war Sonntagmorgen, 5:33 Uhr – ich war noch unterwegs zum Ufer, bis zur Brust im Wasser. Er hatte meine Antwort gehört, heiser, verschlafen und noch im Traum gefangen. Er wusste, dass er sich verwählt hatte.

»Sie müssen sich verwählt haben.«

»Das ist Mr. –son.«

»Sie müssen sich verwählt haben«, wiederholte ich.

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte er. Es klang, als wäre er auf dem Weg zur Kirche. Seine Stimme klang wie der Chor. Sanft, verständnisvoll, entschuldigend. Er legte auf.

Bevor ich wieder einschlief, wusste ich noch, wie er hieß. Ich wiederholte den Namen hundertmal, um ihn mir einzuprägen. Aber als ich aufwachte, hatte ich ihn vergessen. Ich ging alle Namen durch. Stephenson, Richardson, Davidson, Hutchinson, Robinson, Johnson, Morrison, Nicholson, Jefferson. Keiner davon war seiner.

Aber es war irgendjemandes Sohn.

Ich überprüfe, ob ich mir den Anruf nur eingebildet habe. Aber er steht auf der Liste eingegangener Anrufe. 5:33 Uhr. Ein Anruf von 407-555-1790. Vielleicht war es die Küstenwache, die sichergehen wollte, dass ich es ans Ufer geschafft habe. Vielleicht ist es auch nur irgendein Typ gewesen, der seinen Kumpel, mit dem er immer in die Kirche geht, aufwecken wollte. Vielleicht wollten sie ja nach der Predigt

fischen gehen. Vielleicht einen Lebensmittelladen ausrauben. Vielleicht einen Freund im Krankenhaus besuchen. Vielleicht nach New York fahren und sich dort eine Show ansehen.

Ich weiß nicht, wie ich die Variablen eingrenzen soll.

Ich weiß, dass Mr. -son nicht mit meiner Mutter sprechen wollte. Niemand ruft an, um mit meiner Mutter zu sprechen. Nicht weil sie so unsympathisch ist; sie ist einfach nur schwer ausfindig zu machen. Heute, am Sonntag, versucht sie gerade, Ordnung in die Küche zu bringen. Wir sind erst vor drei Tagen eingezogen, und sie kann ihren großen Topf für die Kartoffeln nicht finden. Was ein Problem ist.

»Bist du wirklich sicher, dass du ihn nicht für irgendwas genommen hast?«, fragt sie mich.

»Ganz sicher.«

»Ich versteh nicht, wo er hingekommen ist«, sagt sie.

»Draußen im Schuppen liegen drei Kartons, die wir noch nicht ausgepackt haben.«

Sie seufzt und runzelt die Stirn. »Da ist nur Kleidung drin. Keine Töpfe. Das ganze Küchenzeug habe ich in Küchenkartons getan. Ich weiß, wie man packt.«

Meiner Erinnerung nach sind wir 17-mal umgezogen, und ich bin 16 Jahre alt. Sie weiß, wie man packt.

»Schließlich hab ich nicht viele Sachen«, sagt sie.

»Ich sehe trotzdem mal in den Kartons nach.

Vielleicht ist ja was durcheinandergeraten. Kann nicht schaden.«

Sie lächelt, und der Teekessel auf dem Herd pfeift, also dreht sie die blaue Gasflamme ab und gießt das dampfende Wasser in eine Schüssel mit Instanthaferflocken. Die Art, wie sie den Haferbrei umrührt. Die Art, wie sie den Teebeutel mit dem Faden ausdrückt, wirkt selbstbewusst. Meine Mutter ist selbstbewusst, was Haferbrei und Tee angeht, und sie weiß, wie man packt.

Doch es fällt ihr schwer, die Miete zu bezahlen. Und erfolgreich mit Vorgesetzten, Vermietern und dem Stromversorger zu kommunizieren. Es fällt ihr schwer, die Wahrheit zu sagen.

Sie will mir nicht verraten, wer mein Vater ist, aber ich weiß, dass sie es weiß.

Ich gehe nach draußen zum Schuppen – es schneit leicht – und stelle fest, dass jemand die Kartons geöffnet hat. Der Schuppen wird von allen Mietern des Hauses genutzt. Ich weiß nicht, ob Mom selbst die Kartons geöffnet hat oder irgendjemand anders. Gestern, als ich hier draußen heimlich eine Zigarette geraucht habe, waren sie noch zu.

Jetzt sind die Kartons geöffnet, und die Dinge darin wirken verletzlich und verängstigt. Meine Sommerkleidung, die mir im Sommer vermutlich nicht mehr passen wird. Meine Badehose. Meine Flipflops. Alles zittert.

Ich schiebe die Hand an den Seiten in die Kartons hinein und betaste alle Schichten. Im zweiten Karton

finde ich den Kartoffelkochtopf, ziehe ihn heraus und stelle ihn auf den Boden des Schuppens. Dann finde ich eine Einkaufstasche voller Küchenutensilien. Ich stelle sie in den Topf. Dann verschließe ich die Kartons ordentlich – eine Klappe oben, die andere darunter – und staple sie hinten in der Ecke, so weit wie möglich vom Rasenmäher entfernt, damit unsere Sachen nicht den Geruch von gemähtem Gras und Benzin annehmen.

Ich zünde mir eine Zigarette an. Ich denke an meine Sommerkleidung. Ich denke an Texas und Arizona und Nebraska, meine letzten drei Sommer. Manchmal versuche ich, mich an die Namen meiner Freunde an den Orten zu erinnern, an denen ich, soweit ich mich erinnern kann, gelebt habe, aber ihre Namen sind mir genauso unzugänglich wie der von Mr. –son. Dafür erinnere ich mich an Kleinigkeiten. Wie den Namen einer Eidechse in einem Schulzimmer in der dritten Klasse. Pollo – ausgesprochen wie im Spanischen mit den beiden »l« als »j«. Dämlicher Name für eine Eidechse. »Pollo« ist Spanisch für »Huhn« – für das Gericht, nicht für das lebendige Tier. Vielleicht war das witzig gemeint. Vielleicht schmeckt Eidechse ja wie Hühnchen. Den Namen des Lehrers habe ich vergessen, sonst würde ich ihm schreiben und ihn fragen, warum er seine Eidechse »Huhn« getauft hat. Er besaß für jeden Wochentag eine Reptilienkrawatte.

Bei jedem Wohnort erinnere ich mich an meinen besten Freund, wenn ich denn einen hatte. Meine anderen Freunde verschwimmen alle miteinander. JoshSethJaiquanRayRayBillSumo. Vor der jetzigen

Wohnung lebten wir in einer kleineren mit Ziegelwänden; und nebenan wohnte Barry, der texanische Junge, der mir das Rauchen beibrachte. Barry werde ich nie vergessen. Niemand vergisst, wer einem das Rauchen beigebracht hat.

Barry fand es merkwürdig, dass Mom und ich uns ein Bett teilen, aber wir hatten nur ein Bett und ein Zimmer, und ich hatte es irgendwann satt, auf dem Boden zu schlafen, und sie hatte nichts dagegen, und schließlich haben wir nichts Unanständiges getan, denn so etwas tun wir nicht. Wir versuchen nur zu überleben. Kartoffeln und Maisbrot. Kartoffeln und Schweinekoteletts. Kartoffeln und Süßmais. Kartoffeln und Brathühnchen. Wen kümmert es, wo wir träumen?

Der Wetterbericht sagt einen richtigen Blizzard voraus – bis zu einen Meter Schnee. Ich steige die Treppe zu unserer Wohnung wieder hinauf – zwei Zimmer mit zugigen Fenstern auf zwei Stockwerken – und gebe Mom den Kartoffelkochtopf. Sie strahlt, als hätte ich ihr gerade einen Cadillac mit einer Million Dollar drin geschenkt. Dann verzieht sie das Gesicht.

»Du glaubst wohl, ich rieche das nicht«, sagt sie.
»Wie kannst du dir das Zeug überhaupt leisten?«

»Ich hatte noch eine Packung ›von vor dem Umzug«, antworte ich.

Sie dreht das heiße Wasser auf, um den Kartoffelkochtopf zu waschen. »Wir brauchen beide einen Job«, sagt sie und deutet auf die Zeitung, die auf der Frühstückstheke ausgebreitet liegt.

»Stimmt.«

»Morgen früh fahr ich zur Zeitarbeitsvermittlung, vielleicht haben sie ja was für mich.«

»Vor Dienstag oder vielleicht sogar Mittwoch kommst du da nicht hin. Schneesturm.«

Sie schweigt, denn wir wissen beide, dass ein Job das Letzte ist, was sie will.

In der Zeitung blättere ich die Rubrik »Hilfe gesucht« auf. Lastwagenfahrer, ein Batteriewerk und Nachtschicht in der Fabrik eine Straße weiter. Der Typ von nebenan, Mike, hat mir gestern seine Schneeschaufel geliehen und mir erzählt, dass dort Mausefallen hergestellt werden. Daraufhin habe ich gewitzelt, dass es in der 3rd Street dann ja wohl keine Mäuse geben könne – was ein Glück sei, denn in unseren letzten beiden Wohnungen hätten Mäuse meine geheimen Junkfood-Vorräte aufgefressen. Als Mike dann gelacht hat, bekam ich das Gefühl, das Leben hier könnte okay sein.

In meinem Alter sollte man eigentlich hinter den Mädchen her sein, die Hausaufgaben machen, sich an den Freitag- und Samstagabenden bei McDonald's herumtreiben und mit anderen Zehntklässlern Blödsinn anstellen. Aber Mike ist mir lieber, obwohl er schon über 30 ist. Er hat einen guten Job und eine Harley, und im Winter fährt er mit einem kleinen Pick-up herum. Ich glaube, er ist glücklich, obwohl er mit seiner Mutter zusammenlebt. Ich bin glücklich, und ich lebe auch mit meiner Mutter zusammen.

»Wenn dir irgendein Teilzeitjob unterkommt, gib Bescheid«, sage ich. »Hier sind nur Vollzeitstellen drin.«

»Mach ich«, sagt Mom. Sie ist mit dem Kartoffelschälen fertig. »Ich muss gleich rüber in den Lebensmittelladen. Hast du da ein Auge drauf? Sie dürfen nicht überkochen.«

»Alles klar.«

Sie glaubt, ich wüsste nicht, dass sie über eine Stunde weg sein wird. Sie glaubt, ich wüsste nicht, dass sie absichtlich kurz vor einem Schneesturm in den Laden geht, weil dann jede Menge Leute Milch und Kloppapier kaufen und ihre vollgestopften Taschen keinem auffallen werden. Sie glaubt, ich wüsste nicht, dass sie mit Mike von nebenan flirtet, obwohl wir erst vor drei Tagen hierhergezogen sind. Sie glaubt, ich wüsste nichts von den Anrufen unseres letzten Vermieters, der sie verklagt hat. Sie glaubt, ich wüsste nicht, dass ihr niemand einen Kredit geben will. Sie glaubt, ich wüsste nicht, dass sie die Daten fremder Leute benutzt, damit wir einen Stromanschluss bekommen – dass sie deren Müllsäcke stiehlt und durchwühlt, auf der Suche nach irgendetwas Nützlichem. Sie glaubt, ich wüsste nicht, dass sie mir jeden Samstagabend eine Zigarette klaut und auf der Veranda raucht.

Ich kann die Variablen nicht eingrenzen.

Sie kann die Variablen nicht eingrenzen.

Jeden Abend essen wir Kartoffeln.



Der Schaufler: Eine alte Sache

Wenn es schneit, schneit es schnell. Unter der Straßenlaterne bewegt sich der Schnee seitwärts, und manchmal trotz er der Schwerkraft und bewegt sich nach oben. Ich schaue vom Wohnzimmerfenster aus zu. So viel Platz hatten wir seit Arizona nicht mehr. Mom meinte, das liegt daran, dass sie mehr Geld für die Kautions hatte, aber Mike von nebenan nahm an, dass es an dem undichten Dach liegt.

Mom sieht auf ihr Smartphone. »Du musst morgen nicht in die Schule.«

Ich nicke. »Wie viel Schnee sollen wir kriegen?«

»Einen halben Meter oder so.«

»Vielleicht hätten wir nach Kalifornien ziehen sollen.«

»Ich hab hier etwas Geschäftliches zu erledigen«, sagt Mom. Sie sieht aus dem Fenster und macht nicht ihre übliche geschäftliche Miene.

»Was genau?«

»Nur eine alte Sache.«

Variable, wie immer. Und wie immer ist mein Vater die erste Variable. Wie immer kann ich nichts dazu sagen.

Wie immer zieht Mom keine Schlussfolgerung. Also sitze ich einfach da und schau dem Schnee zu. Nach einer Stunde ist mir langweilig.

»Ich geh nach draußen und fang mit dem Auto an«, sage ich. »Dann hab ich morgen weniger zu tun.«

»Bleib hier«, meint Mom. »Mike hilft dir morgen früh.«

Mike. Okay. Klar.

Ich gehe trotzdem raus. Auf der Veranda bleibe ich stehen, um mich herum ist kein einziger Fußabdruck zu sehen. Als wäre ich auf dem Mond gelandet. Still. Gedämpft. Kalt. Mit Mikes Schaufel fange ich an dem logischsten Ort an – da, wo ich stehe. Ich bahne einen Durchgang unseren Eingangsweg hinunter bis zum Gehsteig. Es schneit so heftig, dass ich mir alle fünf Minuten die Schultern abwischen muss.

Sobald ich mit dem Fußweg angefangen habe, kann ich nicht mehr aufhören. Ich mache das Stück vor unserem Haus sauber, und dann das vor dem von Mike, und dann das vor dem Haus der alten Frau neben dem von Mike. Er hat mir erzählt, dass er ihr das Schaufeln normalerweise abnimmt, also habe ich das Gefühl, etwas Gutes zu tun.

Ein Schneepflug biegt in die Straße ein. Er schiebt den Schnee aus der Straßenmitte zu den am Rand geparkten Autos. Die Schneewehen sind bereits so hoch, dass die Autos wie Raumkapseln auf dem Mond aussehen. Ich blicke zu den Straßenlaternen hinauf, und der Schnee wirbelt immer noch schnell herunter.

»He!«

Es ist Mike. Ich winke ihm zu. Als er mich erreicht hat, ist sein Kinnbart schon schneeverklebt.

»Deine Mom hat mir gesagt, dass du hier draußen bist. Mann, du hättest auf mich warten sollen. Wir

können das morgen früh erledigen. In meiner Garage steht die Schneefräse von meinem Bruder.«

»Du hast doch gesagt, das Ding ist schrottreif.«

»Stimmt. Aber immer noch besser als mit Muskelkraft«, gibt er zurück. »Komm doch rein auf ein Bier oder so.«

»Ich bin 16.«

»Dann komm einfach so rein. Ich hab den Ofen angeheizt.«

Mike hat einen Holzpelletofen. Und die alte Schneefräse seines Bruders sowie eine beeindruckende Sammlung von Schneeschaufeln und außerdem den größten Flachbildschirmfernseher, den ich jemals gesehen habe. Mike nimmt sämtliche Baseballspiele der Saison auf und sieht sie sich dann im Winter an. Er sagt, davon wird ihm wärmer.

Ich glaube, deshalb mag ich Mike.

Er scheint nicht der Typ Mensch zu sein, der in Läden klaut oder den Müll anderer Leute nach ihren Sozialversicherungsnummern durchwühlt. Nur Baseball und Bier. Und im oberen Stockwerk seine Mutter, die ich noch nie gesehen habe.

Vor seiner Hintertür bleibe ich stehen – wo ein paar schneebedeckte Stufen nach oben führen – und ziehe meine Schachtel Camel Lights heraus. Ich biete ihm eine an, und er nimmt sie.

»Komm mit hier rüber«, sagt er. »Hier kann uns deine Mom nicht sehen.«

Wir rauchen und stoßen riesige Wolken aus. In einem Schneesturm zu rauchen ist etwas Besonderes. Ganz anders als in Texas zu rauchen. Schwer zu erklären.

»Hast du dich schon eingewöhnt?«, fragt er.

»Ja.« Ich zucke mit den Achseln. Ich frage mich, ob ich mich überhaupt schon mal an irgendetwas, an irgendeinen Ort gewöhnt habe.

»Deine Mom sagt, dass du ein guter Junge bist.«

»Klar«, sage ich.

»Entschuldige. Du bist doch kein Junge mehr.«

»Keine Ahnung. Schwer zu sagen.« Ich denke kurz nach und füge hinzu: »Ist wohl eine Grauzone, glaub ich.«

»Stimmt«, antwortet Mike.

Nachdem wir reingegangen sind, drückt er auf einen Knopf seiner Fernbedienung, und der erstarrte Schlagmann beginnt sich wieder zu bewegen. Mike sagt: »Schau dir das mal an!«, und der Spieler erzielt einen Homerun. Eigentlich sehe ich kein Baseball, aber der Schlag zum Homerun ist beeindruckend. Über das Spielfeld hinweg. Aus dem Stadion hinaus.

Ich setze mich an den Holzofen und wärme mir die Hände.

Mike geht zum Kühlschrank und holt eine Dose Bier für jeden von uns. Aber ich sage: »Nein danke, Mann.«

Er nickt und setzt sich, und ich stehe auf und stelle das Bier in den Kühlschrank zurück. In der Küche mache ich eine Bestandsaufnahme der Küchengeräte. Mike besitzt einen Mixer, einen Toaster, eine Kaffeemaschine, ein Brotbackgerät, einen Dörrautomaten, eine Küchenmaschine, einen Entsafter und etwas, das sich Anzuchtschale nennt und wie der Käfig von Pollo der Eidechse aussieht.

Für einen Typen, der mit seiner Mutter zusammenlebt, die nie nach unten kommt, besitzt Mike eine Menge Küchengeräte.

Und trotzdem hat er nur Bier und Senf und anderes Soßenzeug im Kühlschrank.

Am liebsten würde ich ihn fragen, wovon er sich ernährt, aber das kommt mir dumm vor. Ich gehe wieder rein und setze mich auf sein Sofa und schaue am Holzofen Baseball. Ich sage: »Du hast recht. Vom Baseball wird mir wärmer.«

Mit dem Zeigefinger deutet er sich auf die Stirn. »Mann, das spielt sich alles im Kopf ab. Kontrolliere dein Gehirn, und der Rest ist einfach.«



Der Schaufler: Tunnel auf der Mondoberfläche

Kontrolliere dein Gehirn, und der Rest ist einfach. Ich denke darüber nach, während ich nach Hause gehe.

Wahrscheinlich hat Mike nicht mich gemeint. Wahrscheinlich weiß er nichts von meinem Gehirn. Selbst Mom weiß nichts über mein Gehirn. Wie könnte ich ihr davon erzählen? Wann könnte ich ihr davon erzählen? Gibt es irgendeine Tageszeit, zu der sie aufhört, an sich zu denken?

Mein Gehirn geht sie nichts an.

Auch wenn es mich in den Wahnsinn treibt.

Seit dem Anruf um 5:33 Uhr jagt mein Gehirn jede Stunde etwas anderem hinterher. *Stephenson, Richardson, Davidson, Hutchinson, Robinson, Johnson, Jefferson.* Seit ich mir Fragen stellen kann, fragt es sich tagtäglich, wo meine andere Hälfte ist. Seit ich mir ein Bild von mir machen kann, bin ich nur halb vorhanden.

Aufgabe, einen Stammbaum zu erstellen. Zweite Klasse. Lieber hätte ich mir den eigenen Fuß seziiert. Während er noch am Knöchel dran war. Florida. Die Lehrerin malte einen Baum an das Whiteboard. Zeichnete Linien daneben. Schrieb etwas auf die Linien. Ihre Mutter. Ihr Vater. Ihre

Schwester. Ihre zwei Brüder. Ihr Mann. Ihre Kinder. Ihre Nichten und Neffen. Ihre Haustiere. *Nur so zum Spaß*, sagte sie. Ich zeichnete meinen Baum. Ich zeichnete meinen großen Baum auf das Papier, und dann sagte sie: *Mein Lieber, du hast keinen Platz für deine Familie gelassen!* Ich hatte eine dieser dicken Wachsmalkreiden in der Hand. Ich schrieb MOM über den Baum. Ich schrieb ICH mitten auf den Baumstamm. Mrs. Zweitklässlerlehrerin stand eine Minute lang still da, und ich konnte es hören. Konnte hören, wie es bei ihr klick machte und wie ihr das Herz wegen mir Ärmstem brach. Nie eine Chance gehabt. Keine Äste. Keine Blätter. Keine Zweige. Keine Haustiere nur so zum Spaß.

Sie gab mir eine Eins. Ein Junge in meiner Klasse hatte seinen Stammbaum auf ein Blatt Papier gezeichnet, das so groß war, dass er es ausrollen musste. Der Stammbaum reichte vier Generationen zurück. Vier Generationen. Es war nicht einmal seine Handschrift. Er beschwerte sich, dass ich eine Eins bekommen hatte. Er sagte, er habe als Einziger eine Eins verdient. Mrs. Zweitklässlerlehrerin antwortete: *Die Noten hängen nicht von der Größe deiner Familie ab.*

Große Pause. Selber Tag. Der Junge nennt mich einen Bastard und

meine Mom eine Schlampe. Ich sage zu ihm, dass er mich am Arsch lecken kann. Er versucht, mich zu schlagen, aber die Jungs in Florida sind langsamer als ich. Stattdessen schlage ich ihn. Er blutet.

Finde mich im Büro des Rektors wieder. Sage ihm, dass der Junge meine Mom eine Schlampe genannt hat. Werde trotzdem nach Hause geschickt. Dort sind Mom und ihr Freund gerade dabei, Dinge zu tun, die ich lieber nicht hören will.

Meinen Stammbaum habe ich nicht mit nach Hause genommen. Hab ihn in den Mülleimer des Klassenzimmers geworfen. Und zur Sicherheit noch mal draufgespuckt.

Mein Hirn gräbt Tunnel. Sie werden immer kleiner. Irgendwann schließen sie sich. Normalerweise. Der Stammbaumtunnel schließt sich nie ganz.

Stephenson, Richardson, Davidson, Hutchinson, Robinson, Johnson, Jefferson. Ich bin der Sohn von jemandem.

Von Mikes Baseballspiel ist mir immer noch warm, und ich beschließe, mir einen Weg zum Auto zu

bahnen, damit ich es freischaufeln kann. Wenn ich schaufle, habe ich das Gefühl, zum Schaufeln geboren zu sein. Ich spiele mit dem Gedanken, den Rest meines Lebens damit zu verbringen. Mit dem Schaufeln von Schnee, von Dreck, von Mom, von mir selbst. Irgendwann stoße ich vielleicht auf die Antwort. Hört sich dämlich an, stimmt's? Ein 16-Jähriger, der nach einer Antwort sucht, obwohl er nicht mal die Frage kennt.

Dabei kennen wir alle die Frage.

Sie lautet: Was *tue* ich hier überhaupt?

Ich beobachte, wie Schneepflüge und Streufahrzeuge die Hauptstraße entlangfahren und die Ampelkreuzung überqueren. Dann fährt ein Schneepflug an mir vorbei und schiebt den Schnee von der Straße auf die Stellen, die ich gerade freigeschaufelt habe, und ich überlege, ob die Antwort lautet, dass man dauernd Sachen tut und nie etwas erreicht.

In einem Schneesturm draußen zu sein, das hat jedenfalls was. Die Antwort ist eine Schneeflocke. Ist ein Blizzard. Ist die Art, wie mir im Inneren heiß und meine Nase gleichzeitig taub ist. Schweiß läuft mir den Rücken hinunter. Meine Finger sind wie steif gefroren, weil meine Handschuhe nass sind. Vielleicht sind das die Antworten.

Es hat noch 30 Zentimeter geschneit. Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier draußen bin. Bei Mike brennt nach wie vor Licht, also ist es wohl nicht zu spät, um Baseball zu schauen und *das Gehirn zu kontrollieren*,

damit man glaubt, dass Sommer ist. Die Straßen sind vereist. Morgen kann bestimmt niemand irgendwohin fahren. Ich blicke zur Kirche auf der anderen Straßenseite, und der Schnee liegt so schwer auf den Ästen der Tannen um sie herum, dass es aussieht, als würden sie gleich brechen.

Ich drehe mich um und schaue unser Haus an. Im Schnee sieht es hübsch aus. Unten wohnt eine Frau, die Penny heißt und Musiklehrerin ist. Wir wohnen vorn in den beiden Stockwerken über ihr. Ein Typ, der Doug oder Dirk oder Don oder so heißt, wohnt in der hinteren Wohnung. Mike sagt, dass er Nachtschicht hat, weshalb wir ihn nie sehen. Penny kümmert sich um die Veranda, und es sieht so aus, als würde sie Blumen und so was anpflanzen. Vor dem Schnee, meine ich. Jetzt sieht es so aus, als würde sie Mondgestein züchten.

Vor einer Woche erst hab ich in Jeans in der Sonne von Südtexas wie ein Schwein geschwitzt. Und jetzt wohne ich in einem Schneesturm. Ich bin 16 Jahre alt, und unser Kartoffelkochtopf ist abgesehen von meiner Mutter die einzige Konstante in meinem Leben.

Die Antwort hat etwas mit Kartoffeln zu tun. Es kann nicht anders sein.



www.as-king.com

Amy Sarig King gehört laut der *New York Times* im Bereich der Jugendliteratur zu den besten zeitgenössischen Autoren. Die Schriftstellerin wuchs in der Kleinstadt Reading in Pennsylvania auf.

Ihr erster Roman *The Dust of 100 Dogs* wurde 2009 veröffentlicht, 2019 erhielt der von den Kritikern hochgelobte Roman *Dig* (dt. *Dreck*) mehrere amerikanische Buchpreise.

A. S. King lebt, nachdem sie mehrere Jahre in Irland unterrichtete, wieder in Pennsylvania und schreibt Romane, die sich hauptsächlich an junge Erwachsene richten.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de